

LUCAS MARTAINN

PIONEER

ROMAN

Lucas Martainn

Pionéa: Loop

Teil 1 der Pionéa-Reihe

Roman

fragment eight media

TEIL 1	7
Kapitel 1	16
Kapitel 2	62
Kapitel 3	135
TEIL 2	263
Kapitel 4	272
Kapitel 5	379
Kapitel 6	484
TEIL 3	607
Kapitel 7	613
Kapitel 8	653
Kapitel 9	693
Epilog	808
Nachwort	812

TEIL 1

Oh

Release a little piece of my hoping

Away into the wild and free

– Dave Thomas Junior, Little Piece of Nothing

Er verschwand nie vollständig und kehrte immer wieder zurück. An jenem Morgen ging Lobsang aus dem Haus und sah ihn von den Bergen herabsteigen, nachdem er die Sommermonate, so weit von der Welt entfernt wie nur möglich, auf den höchsten Gipfeln verbracht hatte.

Als Vorbote dampfte Lobsangs stiller Seufzer. Er blickte zur Schule hinüber. Sie stand auf der Höhe seines Hauses, auf der anderen Seite der Felder. Er brauchte den Kindern nicht beizubringen, auf Englisch zu fragen, wann der Bus käme. Niemand wusste es. Er würde zu seiner eigenen Zeit kommen, unten im Tal, zwei Stunden Fußweg vom Dorf entfernt.

Lobsang war auch der Fremdenführer, die wenigen Male im Jahr, wenn jemand den Weg ins Dorf fand. Wenn Touristen kamen, nahmen sie die knappe Stunde zu Fuß vom Kloster Rhizong auf sich, um den Mutterbaum zu sehen. Älter als Buddha sei dieser, erzählte Lobsang dann den Reisenden vor dem gewundenen, knorrigen Baum.

Jeden Morgen, wenn er aus dem Haus in die Kälte trat, ging er zum Mutterbaum, anstatt den direkten Weg zur Schule zu nehmen. Es war kein Umweg, es war der richtige Weg. Ihn zu berühren bringe ein gutes Leben, erzählte er den Reisenden. Das war kein Slogan für eine Touristenattraktion. Seine Mutter hatte es ihm erzählt. Und seine Großmutter. Jeden Tag seines Lebens hatte er den Mutterbaum berührt, außer in den Jahren, als er in Dharamsala zum Lehrer ausgebildet wurde. Damals hatte er vor seiner Abreise die Hand auf die uralte Rinde gelegt. Das bedeutet, du wirst eine gute Reise haben und gut zurückkehren. Hatte seine Mutter gesagt. Und es hatte sich bewahrheitet.

Aber von den Touristen, die den Mutterbaum berührten, kam keiner je wieder.

Lobsang blickte hinauf zu den Gipfeln, die das Tal und das Dorf umgaben. Dieses Jahr kommt niemand mehr, dachte er und blickte auf die frisch verschneiten Berghänge, und wenn sich doch noch jemand hierher verirrt, wird er nicht bleiben.

Sie kamen immer nur kurz, die Reisenden, und niemand ließ sich je überreden, hier einen Winter zu verbringen.

Während der Schnee jeden Stein, jedes Haus und jedes Leben in seine Stille hüllt, werde ich in der dunklen, rußgeschwärzten Küche am Ofen sitzen, Yakdung verbrennen und leise innere Monologe halten.

Denn auch die Kinder, die er unterrichtete, würden an ihren Öfen ausharren und im Frühling mit schwarzen Wangen aus den Häusern kommen und in die erste Sonne blinzeln, die es über den Bergkamm schaffte.

Lobsang entließ eine weitere Dampfwolke in die Leere vor ihm.

Noch war es still. Bald würde die Schulglocke läuten und ihr Klang das Tal erfüllen. Dann würden die Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner mit ihrem Gesang das Dorf und die Felder zum Klingen bringen. Sie lieferten sich ein Wettrennen mit dem herabsteigenden Schnee. Die Zeit für die Ernte war knapp. Es war ein Wettlauf um Leben und Tod. Doch von dieser Dringlichkeit war in der Melodie nichts zu hören. Sie war einfach und kurz, wiederholte sich immer und immer wieder. Sie lud die guten Geister ein und vertrieb die bösen.

Alles wiederholte sich in diesem von der Welt abgeschnittenen Dorf. Jahr für Jahr. Leben um Leben.

Doch heute war es anders.

Lobsang ließ seinen Blick zum Mutterbaum schweifen. Doch bevor er dessen rot leuchtenden Blätter erreichen konnte, stoppte ihn etwas Gelbes in einem der Felder. Er konnte nicht erkennen, was es war. Daneben etwas Rötliches. Das kannte er.

Lobsang setzte sich in Bewegung.

Tenzin, der sechsjährige Novize, stand regungslos da. Ein Besucher hatte ihm eine rote Wollmütze geschenkt, die zu groß für seinen kahlen Kopf war und ihm bis über die Augenbrauen rutschte. Die Dorfbewohner nannten ihn schon jetzt den klei-

nen Lama. Im Kloster erhielt er seine buddhistische Ausbildung. Dreimal in der Woche nahm er den Weg vom Kloster hierher auf sich, um mit den Kindern des Dorfes in die Schule zu gehen. Hier lernte er Englisch und Mathematik. Lobsang bereitete ihn auf die weite Welt vor. Das zischende Orakel hatte vor seiner Geburt vorausgesagt, dass er gleich zweimal in die weite Welt ziehen würde.

Doch nun stand er neben dem leuchtend gelben Objekt und war kaum größer als dieses. Lobsang hatte seine Schritte beschleunigt.

»Was hast du da?«, fragte er, als er in Hörweite war.

Tenzin drehte sich um, lächelte, als er seinen Lehrer erkannte, und hob dann sowohl die Schultern als auch die Augenbrauen.

»Ein Flugzeug muss es fallen gelassen haben«, sagte Tenzin, als Lobsang ihn erreichte. Er ließ seinen kurzen Arm langsam von oben nach unten gleiten, als wäre es langsam gefallen.

Lobsang berührte den gelben Körper. »Kunststoff.« Er klopfte darauf. »Hohl.« Er ging prüfend darum herum. Kein Fallschirm.

»Das hat kein Flugzeug abgeworfen. Sonst wäre es zerbrochen. Ein Hubschrauber, der das hier abgesetzt hätte, hätte das ganze Tal aufgeweckt.«

»Ist das ein Behälter? Kann man es öffnen und es ist etwas drin?«

»Nein.«

»Was ist es dann?«

»Das ist eine Boje. Aus dem Meer.« Nicht, dass Lobsang jemals selbst eine Boje oder das Meer gesehen hätte. »Siehst du das hier?«

Lobsang deutete auf Verkrustungen am schmalen Ende, wo die Boje in einen Ring auslief. »Das ist Salz. Hier haben sie die Boje mit einer riesigen Kette im Meeresboden verankert. Und hier«, Lobsang ging mit Tenzin zum oberen, breiteren Ende, »ist die Boje von der Sonne ausgebleicht.« Er zeigte auf weißliche Schmiere. »Und das ist ...«

»Vogelkacke«, sagte Tenzin sachlich.

Sie schwiegen.

Gut beobachtet. Nichts war zu gewöhnlich, um Wahrnehmung und Verstand zu schulen. Schon gar nicht eine Boje, die eines Morgens unversehrt im Geröll am höchsten Ende der Welt lag.

Schließlich sagte Lobsang: »Tenzin, geh und läute die Glocke. Und dann bring alle Schüler her.«

Tenzin stand stumm bei der Boje. Lobsang sah ihm an, dass der kleine Mönch versuchte, der ganzen Situation einen Sinn abzugewinnen.

»Tenzin!«

Tenzin schüttelte kurz den Kopf und eilte dann zur Schule hinauf. Die erste Morgensonne hatte die Glocke erreicht. Ein Schmetterling saß darauf, um sich zu wärmen. Tenzin betrachtete ihn interessiert, doch dann fiel ihm ein, dass er eine Aufgabe hatte. Er nahm den dicken Holzstab und schlug zuerst ganz sanft gegen das Metall. Der Schmetterling begann mit dem fast unhörbaren Klang zu vibrieren. Ob ihn das erwärmte? Er bewegte seine Flügel und flog davon. Tenzin lachte, schaute, lachte, als der Schmetterling höher und höher flog und am blauen Himmel verschwand. Tenzin winkte ihm nach.

Dann läutete er die Glocke.

Ihr Klang erfüllte das ganze Tal.

—

Die Glocke läutete vom Dorf hinüber. Ihr Klang verschmolz mit der Frauenstimme und dem Nebel. Der Junge saß vorne im Boot und blickte über den See in das endlose Grau. Sie waren an diesem Sonntagmorgen zum Fischen hinausgefahren. Das dunkle Wasser ruhte still.

»Wie geht es weiter?«, sang er mit seiner klaren Stimme, fünf Silben, zwei Töne.

Die helle Frauenstimme antwortete von hinten. »Sie bauen

eine Brücke aus Träumen.«

»Wie geht es weiter?«, sang er wieder, fünf Silben, zwei Töne. Die Antwort war voller Liebe.

»Sie reist zu ihm, so schnell sie kann.«

Er lächelte. Gestern noch war er so verzweifelt gewesen wie noch nie in seinem sechsjährigen Leben. Er hatte im Wald hinter dem Haus gespielt. Er war auf einen Baum geklettert und heruntergefallen. Direkt in den Bach. Ein Bach mit wenig Wasser und vielen Steinen, die sich ihm in den Rücken drückten und ihm beim Aufprall den Atem raubten. Er lag reglos in der Kälte, die ihn umgab, und konnte eine gefühlte Ewigkeit nicht atmen. Nur seine Augen konnte er bewegen. Er sah den Ast über sich. Das Sonnenlicht, die Blätter und der Wind spielten miteinander, als ginge sie seine Lage nichts an, oder als seien sie zuversichtlich, dass alles auch ohne ihre Hilfe gutgehen würde. Auf der anderen Seite des Baches sah er den mit Farnen bewachsenen Hang. Die Farne standen still und gaben keinen Kommentar zu dem Geschehen ab. Als er seine Augen zur Seite bewegte, glaubte er, bachabwärts eine Frau mitten im Wasser stehen zu sehen. Das Wasser kräuselte sich gegen die Strömung von ihr zu ihm hin. Hörte er sie flüstern? »Atme, mein Sohn.« Er erschrak. Das weckte ihn aus seiner Starre. Er atmete ein. Es fiel ihm schwer, als läge ein Gewicht auf ihm. Beim Ausatmen gab er einen Laut von sich, der ihn erschreckte. Wie ein sterbendes Tier. Wieder einatmen, diesmal etwas leichter. Wieder der Laut. Das dritte Einatmen fiel ihm noch leichter. Er konnte seine Finger bewegen. Er konnte seinen Kopf dorthin drehen, wo er die Frau gesehen hatte. Da stand keine Frau. Langsam drehte er sich auf die Seite. Stöhnend richtete er sich auf. Er fand das Gefühl in seinen Beinen und den Boden unter den Füßen. Er rappelte sich auf und stieg verkrümmt aus dem Bach. Er setzte sich ans Ufer und atmete jetzt schnell. Sein ganzer Rücken schmerzte. Eigentlich sein ganzer Körper. Er fror. Er zitterte.

Angus kletterte den Hang hinauf. Als er sich auf dem Wald-

weg nach Hause schleppte, dämmerte es bereits. Seine Mutter wartete vor dem Haus und lief auf ihn zu. Sie kniete sich zu ihm, fasste ihn an den Schultern und prüfte ihn mit ihren Blicken. Dann nahm sie ihn in die Arme. Sie war warm und roch nach Mommy. Sie hob ihn hoch und trug ihn ins Haus. Er weinte in sie hinein.

Später, nach einem warmen Bad, einer heißen Suppe und seinen zögerlichen Erzählungen am Tisch, denen seine Mutter und sein Vater aufmerksam zuhörten, lag er im Bett. Seine Mutter saß am Bettrand.

»Mommy?«, flüsterte Angus leise.

»Ja, Angus?«

»Ich werde nie mehr weggehen. Ich werde immer bei dir bleiben. Das verspreche ich dir.«

Seine Mutter lächelte und nahm seine beiden Hände in ihre. Sie waren warm und fest. Mommy sagte ernst: »Angus Eoin O'Donohue. Geh hinaus und entdecke die Welt. Du wirst immer den Weg nach Hause finden. Und ich werde immer da sein.«

Sie lächelten sich an.

»Wie geht es weiter?«, sang Angus leise.

»Mit dem Himmel unter deinen Füßen blickst du auf die Ahnenkette des Lichts«, sang seine Mutter leise und so hell, dass die Nacht für einen Moment nicht mehr dunkel schien. Und wie jeden Abend sagte sie: »Möge dich nun der Gott der Träume besuchen und dir die Schönheit aller Welten zeigen.« Sie küsste ihn auf die Stirn und deckte ihn ganz zu. »Schlaf gut.«

Er hatte tief geschlafen. Jetzt sangen sie ihr Lied auf dem kleinen Fischerboot des Vaters, das schon seinem Vater gehört hatte und nach ihm benannt war. Der Name des Bootes, Seaghán, schrieb sich in verblässenden gelben Lettern hell auf das dunkle Wasser. Sie könnten ewig weiter singen. Seine Mutter würde eine Geschichte singen, solange er fragte.

»Wie geht es weiter?«, sang er auf den See hinaus. Fünf Silben, zwei Töne.

Stille. Leise plätscherte das Wasser gegen das Boot. Angus hörte seinen Herzschlag.

»Wie geht es weiter?«, sang er noch einmal. Seine Stimme zitterte ein wenig.

Keine Antwort. Angus spürte, wie sein Herz schneller schlug. Er drehte sich um. Am anderen Ende des Bootes stand sein Vater. Sein Gesicht war weiß wie der Nebel selbst.

»Sie hat sich einfach aufgelöst«, flüsterte der Vater fassungslos und sah ihn mit offenem Mund an.

»Wo ist Mommy?«

»Sie hat sich aufgelöst. In Luft.«

»Ist sie über Bord gefallen?«

»In Luft! Einfach aufgelöst! Durchsichtig geworden und weg. Weg!«

»Mommy! Mommy? Wo bist du?«, rief Angus und beugte sich über das Boot. Unter ihm nur das Spiegelbild eines verängstigten Jungen im unberührten schwarzen Wasser. Die Augen weit aufgerissen.

»Mommy!«

»Aufgelöst! Angus!« Die Stimme schrie. Dunkel und grell. Panik und Wut. »Angus!«

Kapitel 1

»Angus?«

Angus kam mit einem Einatmen aus seiner Versenkung zurück.

Clara lächelte.

Er saß in einem der Cafés auf der Piazza del Comune der kleinen Weltstadt Assisi. Goldenes Sonnenlicht malte die Hauptgasse in die Schatten, die sich auf die Piazza legten. Die Touristenströme waren weitergezogen, hatten die Gassen wie ausgetrocknete Flussbetten zurückgelassen, die Piazza wie einen trockengelegten See fernab der Geschäftigkeit des Tages. In der Nähe läuteten die Glocken von Santo Stefano wie eine Insel der Gelassenheit.

Am Tisch neben ihm saß eine Frau. Ihre dunklen Augen und ihr schwarzes Haar passten perfekt zu ihrem olivgrünen Kleid. Sie schien in Gedanken versunken.

»Entschuldigung«, sagte Angus nach einer Weile. Die Frau blickte auf. »Ich möchte Sie wirklich nicht stören. Aber ich habe Sie schon eine Weile so sitzen sehen. Und ich habe mich gefragt, ob Sie vielleicht ein wenig reden möchten.«

Die Frau zog eine Augenbraue hoch. »Sie haben mich beobachtet?«

»Um Himmels willen, nein. Nicht beobachtet. Bemerkt. Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Sie lächelte. »Wenn Sie möchten.« Eine einladende Hand.

Angus nahm seinen Stuhl, trat zwei Schritte an den runden Tisch und setzte sich zu ihr.

»Mein Name ist Angus. Angus O'Donohue.«

»Ich bin Clara. Clara Rai. Woher kommen Sie?«

»Ich reise viel. Ich bin nirgendwo und an vielen Orten zu Hause. Ursprünglich komme ich aus Irland.«

»Das habe ich mir gedacht. Man hört es. Und der Name. Ist Reisen Ihr Beruf? Reisejournalist? Ich habe Sie vorhin etwas notieren sehen.«

»Dann haben Sie mich auch bemerkt.«

Clara lächelte.

»So etwas in der Art, ja«, sagte Angus. »Aber ich schreibe keine Reiseführer. Ich schreibe über Orte und über Menschen. Über das Glück, berührt zu werden und berührt zu sein. Über das Bedürfnis, sich einzufinden. Und über die Sehnsucht nach Verlässlichkeit. Kurz: Ich reise, um zu erforschen, was Heimat bedeuten kann.«

»Wow. Heimat. Da sprechen Sie einen Kern in mir an. Nach einer Minute.«

Und schon sind wir mitten in einem dieser Gespräche, wie sie nur in Assisi stattfinden können, lächelte Angus. Hier kann man sich nicht fremd sein. Nicht einmal sich selbst.

»Sie werden über mich schreiben?«, fragte Clara unsicher.

»Deshalb habe ich Sie nicht angesprochen. Schreiben ist nie die Motivation. Schreiben ist der Versuch einer Integration.«

»Ich wiederhole mich: Sie sind ein Mann der Worte.« Sie wandte sich näher zu ihm hin. »Heimat. Und doch sind Sie auf Reisen. Erzählen Sie mehr, wenn Sie wollen.«

Angus hatte den Eindruck, dass sie sich entschlossen hatte, sich auf das Gespräch einzulassen, indem sie die Führung übernahm. Zumindest für den Moment. Er ging gerne darauf ein. »Ich glaube, ich bin in gewisser Weise ein Forscher.«

»Welche Frage treibt Sie an?«

»Es ist keine Frage. Eher eine These: Heimat ist da, wo sich Kreise schließen. Persönlich relevante Kreise.«

Clara schwieg. »Wenn sich Kreise schließen ...« Sie ließ es wirken. »Ist das ein Ankommen?«

»Ankommen, ja. Und sich einfinden. Dem Ankommen geht ein Weg voraus. Dem sich Einfinden eine Suche.«

»Sind Sie sicher, dass Sie kein Philosoph sind? Oder Dichter?« Clara sah Angus interessiert an, als betrachte sie jemanden, der ihr vertraut und gerade von einer großen Reise zurückgekehrt war.

Angus lächelte. »Wo ist die Grenze? Ich stamme aus einer langen Linie von Geschichtenerzählern und Geschichtenerzählerinnen. Jeder Ort, den ich besuche, hält ein Geschenk für mich bereit. Das war schon immer so. Und das Geschenk von Assisi, das war etwas ganz Besonderes. In Assisi ist das Geschenk immer eine Begegnung.«

»Immer? Sie waren schon oft hier?«

»Viele Male. Mich interessieren Orte mit einer vielschichtigen Geschichte. Und es gibt kaum einen Ort, der so voller unlösbarer Widersprüche ist wie Assisi. Diese unauflösbare Reibung ist es, die eine kreative Spannung erzeugen kann.«

»Das spüre ich auch«, sagte Clara und nickte. Dann schaute sie Angus tief in die Augen. »Verraten Sie es mir? Ihr Geschenk?«

Angus lächelte und atmete einmal kräftig ein und aus. Es waren wunderbare Augen, die ihn sahen. Sie sprachen von Sanftmut, aber auch von Entschlossenheit. Und von Verlust.

»Es ist nicht so, dass ich ein Geschenk erwarte oder suche. Ich denke nicht einmal daran. Auch nicht vorhin, als ich in der Abendsonne durch die abgelegenen Gassen der Sonne entgegen spazierte. Ich kam von oben zur Basilica San Francesco, nicht durch die Hauptgasse. In diesem Moment senkte sich die Sonne auf die Kirche zu. Bald würde sie dahinter verschwinden. Der Augenblick ruhte in sich. Die untergehende Sonne, die länger werdenden Schatten, der schwache Nebel im Tal, die Farben. Da kam aus der unteren Gasse ein alter Mönch, ein Franziskaner. Ich weiß nicht, woher er stammte, aber nach

seiner Kutte zu urteilen, kam er aus einem fernen Teil der Welt. Das Ziel eines jeden Franziskaners ist es, einmal in seinem Leben das Kloster San Francesco in Assisi zu besuchen. Der Mönch setzte sich auf eine Steinmauer und beobachtete, wie die Sonne sich der Basilica näherte und die Schatten länger wurden. Ich glaubte, ihn leicht nicken zu sehen. Er war ganz da, er war genau am richtigen Ort, wir beide waren zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Ich glaube, in diesem Moment, in diesem zeitlosen Augenblick, ist dieser Mensch nach Hause gekommen. Er hat sich eingefunden. Der Kreis hat sich geschlossen.« Angus machte eine kurze Pause. »Auch ich bin ein wenig mehr nach Hause gekommen. Das Leben hat eine neue, ja sanfte Bedeutung erfahren.«

Clara schaute Angus an und sagte nichts. Eine Träne benetzte ihre Wange.

»Entschuldigen Sie, wenn ich«, beeilte sich Angus zu sagen, »wenn ich Sie damit –«

»Sie belästigen mich nicht mit Ihrer Geschichte. Sie ist wunderschön. Und ich danke Ihnen, dass Sie sie mir erzählt haben.« Sie nahm eine Serviette und tupfte sich vorsichtig die Wange ab.

»Ich glaube, ich war derjenige, der etwas Gesellschaft brauchte«, lachte Angus jetzt. »Ich wollte Assisi nicht verlassen, ohne diesen Moment mit jemandem geteilt zu haben.«

Clara lächelte.

»Ich werde morgen früh nach Rom aufbrechen. Und Sie? Werden Sie noch lange in Assisi bleiben?«, fragte er.

»Ich glaube nicht«, sagte Clara.

»Haben Sie auch ein Geschenk bekommen?«

»Ich glaube, Sie haben es mir eben überreicht.«

Angus lächelte. Die Piazza schien jetzt von einer Stille erfüllt zu sein, die auch die letzten Tagesbesucher nicht stören konnten. Das leise Plätschern des Dorfbrunnens, das von den Steinmauern widerhallte, verstärkte diese Stille noch.

Nach einer Weile sagte Clara: »Später werde ich sagen: Und

in diesem Moment habe ich eine Entscheidung getroffen. Aber das stimmt nicht. Plötzlich war da der nächste Schritt auf einer Reise, von der ich gar nicht wusste, dass es sie gibt. Verstehen Sie, was ich meine?»

»Ja, ich verstehe.«

»Ich werde meinen Vater besuchen, den ich sehr, sehr lange nicht gesehen habe. Von dem ich gar nicht wusste, wie sehr ich ihn vermisse. Bis Sie kamen und mir diese Geschichte erzählten.«

Angus schwieg. Was Clara gerade gesagt hatte, hatte wiederum etwas in ihm geweckt. Sein Blick richtete sich für einen Moment nach innen oder irgendwohin. Zu seiner Mutter. Zu ihrem Verschwinden.

Und hier waren sie.

»Angus?»

Angus kam mit einem Einatmen aus seiner Versenkung zurück.

Clara lächelte. »Und was machen Sie in Rom?»

»Ich habe einen Termin mit einem hohen Vertreter der katholischen Kirche. Worum es geht, wollte er mir nicht sagen. Aber wenn mich ein Kardinal um ein Treffen bittet, klingt das für mich wie der Beginn einer interessanten Geschichte.«

»Kann ich mir vorstellen.«

Ein kühler Wind wehte jetzt vom Monte Subasio herab durch die Gassen und erfüllte die Piazza. Angus gab der Kellnerin ein Zeichen. »Ich übernehme das. Es wird kühl. Möchten Sie mit mir essen gehen? Das meiner Meinung nach beste Restaurant in Assisi muss man erst einmal finden. Es liegt etwas versteckt.«

Clara nahm das Angebot an. Sie fanden das Restaurant dort, wo drei Mönche durch das Tor gehen. Sie wählten einen ruhigen Platz in einer Nische des Raumes mit dem hohen, hellen Gewölbe, die kleine Stube war schon zu besetzt. Sie genossen ein vorzügliches Abendessen. Der regionale Wein sprach vom

Geist der Landschaft, der Besitzer des Lokals vom regionalen Wein, und Clara und Angus sprachen darüber, dass das Leben bedeutungsvoll sei.

Sie hatte ihm gedankt, als sie das Restaurant verlassen hatten, für seine Geschichten und für ihn. Sie hoffte, dass sie sich vielleicht wiedersehen würden, irgendwann, irgendwo. Er hatte ihr gesagt, dass er sich das auch wünsche.

Dass man sich immer zweimal sieht im Leben.

Tatsächlich. In den Gassen hatte sich doch etwas Kühle ansammeln können. Der Wind, der nachts vom Monte Subasio in das Städtchen hinabgestiegen war, hatte sich still in den Winkeln verkrochen und hoffte, nicht entdeckt zu werden. Bald würde die Sonne auch die dunkelsten Schatten erwärmen. Langsam schlich sich ihr Licht an die Häuser heran und zog den Schatten des Berges, der sich wie ein seidenes Tuch über die Ebene vor ihm gelegt hatte, behutsam zurück.

Angus machte sich zu Fuß auf den Weg zu dem kleinen Kloster außerhalb der Stadtmauern. San Damiano, ein Ort der Fragen, wie Bruder Luca ihn nannte, wenn er den Leuten den Ort näherbrachte. Es war nicht der kürzeste Weg für Angus' nächste Etappe, aber es war der richtige. Durch die Porta Nuova verließ er die Stadt. Vorbei an den Resten der etruskischen Stadtmauer. Durch den Olivenhain. Ein paar Vögel flogen lautlos über seinen Kopf hinweg. Er hörte ihre Flügel flüstern.

Kurz vor den Klostermauern begegnete er einer jungen Frau, mit der er ein paar Worte wechselte. Neu gepflanzte Kräuter entlang der Mauern erfüllten Angus' Geist mit flüchtigen Erinnerungen und einem inneren Lächeln. Der Schatten wich und das Vogelgezwitscher wurde lauter. Angus berührte im Vorbeigehen die bronzene Schulter des kleinen Mannes, der seine Stadt weltberühmt machen sollte, wie er, in seinen Mantel gehüllt, von Wetter und Entsagung gezeichnet, zufrieden

lächelte, obwohl er das alles nie gewollt hatte. Sie lächelten beide.

Er betrat den Platz vor dem kleinen Kloster. Er spürte die Stille. Er glaubte, sie berühren zu können. Was für ein Ort. Natürlich stand hier ein Kloster, kein Wunder, dass hier ein Wunder geschehen sein soll. Unter den Grundmauern des Gebäudes hatte man weitere Fundamente einer Stätte gefunden. Schichten. Menschen hatten diesen Raum immer als einen besonderen Ort der Begegnung empfunden. Diese Ruhe. Der kleine Vorplatz schien sie auszustrahlen. Bruder Luca stand darin eingebettet, ein langer, hagerer Mönch. Sein Gesicht war ein Ausdruck asymmetrischer Ruhe. Angus hatte sich schon bei früheren Begegnungen gefragt, ob diese Unregelmäßigkeit daher rührte, dass Bruder Luca nur mit einem Auge zum Himmel blickte, während das andere fest auf die Erde gerichtet war. Eine Waage, die unermüdlich das Gleichgewicht engagierter Gelassenheit suchte und fand. Wie macht er das nur, fragte sich Angus. Kann ihm der zweite Tod nichts mehr anhaben? Angus stutzte bei diesem Gedanken, den er nicht verstand.

Luca kam auf ihn zu. Hatte er gewartet? Seine linke Hand hielt die rechte vor seinem Bauch.

»Angus.«

»Bruder Luca, guten Morgen.«

»Ich habe eine Botschaft für dich.«

»Eine Botschaft?«

»Ich wusste, dass du hier vorbeikommen würdest, bevor du Assisi verlässt. Ich hatte einen sehr lebhaften Traum. Würde man als Laie sagen.«

»Was für eine Botschaft? Von wem?«

»Wenn ein Mönch zum Boten wird, wer, glaubst du, steckt dahinter?«, lächelte Bruder Luca und öffnete die Hände ein wenig nach oben. Dann wurde er ernst. »Sie ist wichtig. Du muss sie dir merken. Versprichst du mir das?«

Angus war ein wenig irritiert. »Ich verspreche es.«

»Am besten schreibst du sie dir auf.«

Angus holte sein Notizbuch und seinen Stift aus der Tasche.
»Also hör gut zu und schreib mit:

Berühre die eine, die zwei wird
wenn zwei eins werden
und halte fest, was drei ist.
Sind sie sich im Spiegel nah,
da wo die Höhe tief und Tiefe hoch,
entsteigen dem schwarzen Loch
Anfang und Ende, die
schon immer waren.«

»... die schon immer waren«, schrieb Angus flüsternd. Dann sah er Bruder Luca an. »Ein Gedicht?«

»Wenn, dann ein miserables.«

»Was bedeutet es?«

»Ich weiß es nicht. Die Bedeutung wird sich zeigen, wenn du zur richtigen Zeit am richtigen Ort bist. Hast du es richtig aufgeschrieben?«

Angus las vor, was er sich notiert hatte.

»Sehr gut«, sagte Bruder Luca.

»Und wie bin ich zur richtigen Zeit am richtigen Ort?«, fragte Angus.

»Indem du dich nicht widersetzt. Und indem du Augen und Ohren offen hältst. Dann wirst du den richtigen Zeitpunkt erkennen. Und jetzt geh, denn hier wirst du die Botschaft nicht verstehen. Der Weg zum Wissen ist die Tat. Geh mit Gott. Pace e bene.« Bruder Luca zeichnete Angus ein Kreuzzeichen auf die Stirn.

»Pace e bene.«

Angus ging an Chiaras Statue vorbei und hätte sie beinahe nicht bemerkt. Er schreckte aus der Tiefe seiner Verwirrung hoch. Das war wohl nicht das, was es bedeutete, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Er entspannte sich und betrachtete die kleine, zierliche Frau auf dem Sockel, die gerade erfolg-

reich sarazenische Söldner mit einer Monstranz in die Flucht schlug. Oder vielmehr mit ihrem entschlossenen Auftreten. Noch einmal ging er an einem bronzenen Francesco vorbei, der nun offenen Sinnes dorthin blickte, wo er einst gestorben war. Angus erreichte den breiten Pilgerweg. Er verband das Dorf mit dem Monstrum einer kalten Kirche, die über der kleinen Kapelle errichtet worden war. Die Kapelle, neben der der Heilige nackt auf dem Waldboden liegend diese Welt verlassen hatte. Wald war jetzt weit und breit keiner mehr zu sehen. Dafür stand neben der großen Kirche der kleine Bahnhof.

Im Zug las er noch einmal die Botschaft. Mehr ein Orakelspruch als eine Botschaft, dachte er. Aber er wusste, dass Bruder Luca als christlicher Mönch von einer Botschaft sprach, nicht von einem Orakelspruch.

Er rief Pionéa an. Er erzählte ihr von den Begegnungen, die er in den letzten Stunden gehabt hatte. Von der Botschaft, die sie natürlich auch nicht deuten konnte. Fast hätte er beim Abschied gesagt, dass er sie liebe. Das hatten sie sich auch schon gesagt. Aber es hatte für ihn eine neue Bedeutung angenommen. Deshalb sagte er es nicht.

Alles hat seine Zeit.

—

Pionéa stand hinten an der Reling und blickte aufs Meer hinaus. Der Boden unter ihren Füßen vibrierte sanft. Aus dem billigen Lautsprecher der Bar tönte die gesungene Frage, ob sie ewig leben und jung bleiben wolle.

Fast hätte sie zum Abschied gesagt, dass sie ihn liebe. Das hatten sie sich auch schon gesagt. Aber es hatte für sie eine neue Bedeutung angenommen. Deshalb sagte sie es nicht.

Nachdem sie ihr Gespräch beendet hatten, hatte sie ihr Mobiltelefon vorsichtshalber in ihre Hosentasche versenkt. Nicht, dass sie es aus Versehen im Meer versenkt hätte. Das hätte zu ihr gepasst. Bald würde der Empfang ohnehin von der Weite

des Meeres verschluckt werden. Die Fähre hinterließ eine breite Spur im Wasser. Toulon und die französische Küste waren schon fast am Horizont versunken. Es würde noch Stunden dauern, bis Korsika auftauchte und sie in Ajaccio anlegten. Das Meer ruhte tiefblau.

Pionéa trug ihr langes schwarzes Haar offen. Sie mochte, was der Wind mit ihm machte. Das Rauschen des Salzwassers rief nach ihr. Sie lehnte sich über das Geländer, schaute an der Schiffswand hinunter und beobachtete die Strudel, die sich manchmal bildeten und in die Tiefe führten. Sie sehnte sich nach dieser Tiefe, die sie beim Freitauchen so liebte. Das dumpfe Wummern des Blutkreislaufs, das hohe Rauschen des Nervensystems, ähnlich dem Wummern und Rauschen, das die Fähre erzeugte. Das Fehlen des Atemgeräusches, der Druck auf den Körper, als wäre er in Wasser eingegossen. Wie sie sich erst nach unten kämpfen muss, leicht wie eine Boje, bis das Wasser sie aufnimmt und im freien Fall weiter nach unten führt. Komm in meine Tiefe, sei willkommen. Die anderen Sinne, die erwachen, in dieser ganz anderen Welt, immer an der Grenze, auch an der Grenze zur Traumwelt, wenn sich Tore zu anderen Welten öffnen. Delirium nennt man das, Halluzinationen. Andere Bewusstseinszustände. Es sind gefährliche Welten, die ihr diese Tiefe eröffnet. Welten, die sie umbringen würden, wenn sie sich in ihnen verlöre. In diesen Zwischenwelten fühlt sie sich zu Hause wie nirgendwo sonst. Sie liebt diese Stille. Sie ist nicht nichts. Sie ist Fülle. Nichts wird weggenommen. Die Tiefe hoch und die Höhe tief ... klang in ihr nach und sie tauchte auf.

Aus dem Lautsprecher fragte nun eine Frau, deren Stimme klang, als hätte sich eine Opernsängerin in eines der ersten Computerspiele verirrt, ob man an die Liebe nach der Liebe glaube. Sie schien sich mit dieser Frage im Kreis zu drehen. Pionéa wandte sich vom Horizont und der Tiefe zum Hier, lehnte sich an die Reling und betrachtete die anderen Passagiere. Sie mochte diese Zwischenwelt, die mit dem Warten auf die

Einschiffung begann – oft auch auf die Fähre, die sich verspätete – und die die Beteiligten mit ihren Eigenheiten füllten. Sie mochte die Eigenheiten der Menschen nicht besonders. Aber hier war es anders. Hier konnte sie sie einfach betrachten.

Die arme Frau aus dem Lautsprecher hatte nun ihre Frage ohne Antwort beendet, und ein Mann mit Jungenstimme hatte übernommen. Er sang (immer noch) von einem alten Mann aus Aran, der ohne Ende umhergeht (around and around), sein Geist ein Leuchtfeuer im Schleier der Nacht. Pionéa brauchte etwas mehr Tiefgang. Sie holte ihre Kopfhörer aus dem Rucksack und wählte eine Playlist. Deep Base. Zu ultratiefen Bässen und treibenden Beats sah die Sache schon ganz anders aus. Direkt vor ihr lümmelte sich eine Familie in die blau-gelb gestreiften Liegestühle. Alle waren blond, sogar der Hund. Zuerst hatte Pionéa die Familie nicht als solche erkannt, weil sie die Eltern nicht als Eltern erkannt hatte. Sie wirkten nicht viel älter als ihre Tochter, die Pionéa auf knapp zwanzig Jahre schätzte. Sie hatte wunderschönes, langes, gewelltes Haar, das wie ein sanfter Wasserfall über den Liegestuhl fiel. Der Mann sagte etwas zu seiner Frau – Pionéa hörte nur Bum Bum – nachdem diese ihn aus seinem Schlummer gerissen und er verwirrt in Pionéas Richtung gestarrt hatte, als würde er durch sie hindurchblicken. Wahrscheinlich hatte er gerade von einem Loch im Boden geträumt, in der Nähe eines Baumes an einem Fluss, um den der alte Mann aus Aran kreiste. Eine einsame Möwe kreuzte im Gleitflug das Schiff. Ob sie auch auf dem Weg nach Korsika war? Pionéas Blick folgte ihr, bis sie als Punkt am Himmel verschwand. Die Leere ließ ihren Blick zurückkehren. Hinter der Familie tranken die obligatorischen Motorradjungs mit ihren Chicks Bier. Ihre Bierbäuche wurden nicht mehr von den Motorradklamotten zusammengehalten, die sie ausgezogen und auf den Rand des mit einem Netz überspannten Bassins gelegt hatten. Pionéas Blick wanderte über das Netz. Ein Bassin, in dem nie jemand badete. Selten schwappte Wasser darin, aber sie hatte ihn noch nie

ohne Netz gesehen. Sie erinnerte sich an eine nächtliche Überfahrt, als sie allein an Deck gewesen war, abgesehen von ein paar schnarchenden Bierkumpels, deren leere Flaschen ziellos über den Boden rollten. Der Sternenhimmel hatte sich über sie gewölbt, und im Wasser des Bassins spiegelten sich die hellen Sterne und die junge Mondsichel. Sie konnte es sich nicht erklären, aber in diesem Moment hatte sie gespürt, dass es ein bedeutsamer Augenblick war. Diese Erinnerung vor Augen, hatte Pionéa das leise Gefühl, gerade etwas verpasst zu haben. Hatte sie soeben ein Déjà-vu erlebt? Ihr Blick schweifte suchend über das Netz, über das Wasser, als wolle sie etwas vor dem inneren Versinken retten, doch sie wusste nicht, wonach sie suchte, ja, dass sie überhaupt suchte. Denn das, was jetzt wieder versank, war noch nicht ganz aufgetaucht.

Ihr Blick wanderte über eine Gruppe von rauchenden, plaudernden Fährenarbeitern in weißen und gelben Overalls wieder zur Reling. Dort stand eine Frau in einer blauen Bluse und genoss mit geschlossenen Augen den Wind, der ihr langes rötliches Haar wie tanzende Flammen aufs Meer hinaus trieb. Pionéa folgte diesen Flammen zum Horizont. Das Land war versunken. Auf einigen Wolkentupfern kehrte sie auf die Fähre zurück und landete auf dem Oberdeck, das sich mit zwei langen Armen wie ein U über das untere Deck legte. Am äußersten Ende standen zwei Männer. Hatten sie gerade zu ihr geschaut? Der eine war ein athletischer, schwarzer Bär mit kurzem Haar. Zuerst dachte sie, sie hätte ihn dabei ertappt, wie er einen unglaublich lustigen Witz erzählte, der jeden Moment zur Pointe kommen würde, und der Mann konnte sich kaum zurückhalten. Dann wurde ihr klar, dass es sich entweder um einen sehr langen Witz oder um seinen alltäglichen Gesichtsausdruck handeln musste. Sie kam zu dem Schluss, dass es das Alltägliche sein musste. Als befände sich die Welt immer am Rand zur Pointe, bereit zum Loslachen. Sie glaubte, seine Stimme mit dem tiefen Bass in ihrem Ohr klingen zu hören, bevor ihr klar wurde, dass seine Stimme sie nicht erreichen konnte. Der

Bass passte perfekt. Sein rechtes Handgelenk war von verschiedenen Armbändern geschmückt, was eine sanfte Note betonte, die seine tiefe Erscheinung durchklang wie schwebende Harmonien über den Bässen. Der andere wirkte mit seiner schlanken Gestalt und dem etwas längeren Haar wie ein Tänzer. Obwohl er sich jetzt kaum bewegte, schien es Pionéa, als bewegten sich alle seine Gelenke fast unmerklich mit den Wellen. Nicht nur seine Bewegungen, auch sein Gesicht war eine ganze Kultur. Die hauchdünne Andeutung eines dichten Dreitagebartes deutete darauf hin, dass die Natur ihren Platz in dieser Kultur hatte. Sie betrachtete den Mann, als versuchte sich etwas in ihr zu erinnern.

Jetzt sagte der Bär etwas, das für einen Moment den Glanz aus seinen Augen stahl. Er drehte sich zum Meer und blickte, auf die Ellbogen gestützt, zum Horizont. Der Tänzer antwortete etwas und tat es ihm nach. Sie schienen zu schweigen.

Pionéa folgte ihren Blicken zurück zum Horizont.

—

»Das ist ein Riesending, nicht ?«, hatte Jay bemerkt. Seine Augen hatten geleuchtet. Sie waren mit ihrem Mietwagen durch die Kontrolle gefahren und hatten sich nun in die lange Schlange der wartenden Autos eingereiht.

»Wir fahren nicht mit dem Mega Express. Unsere Fähre ist, glaube ich, die Kleine da hinten.«

»Die Süße da?«

»Sie heißt Victoria.«

»Ruby Deck, hübsch«, freute sich Jay über die Etikette, die der gelangweilte Mann nach dem Scannen des Strichcodes auf ihr Ticket geklebt hatte, während Jay breit grinste, als hätte der Gelangweilte gerade einen umwerfenden Witz erzählt. »Votre cabine, your cabin«, hatte er gesagt, und die Kabine hatte zweimal exakt gleich geklungen. Sie hatten eine Tageskabine gemietet, um sich ein wenig ausruhen zu können.

Nach kurzem Warten wurden sie von der Fähre rumpelnd, scheppernd und dann grollend in ihrem Bauchinnern empfangen. Der Mann im gelben Overall ließ sie so dicht neben den anderen parken, dass Jay es kaum mehr aus dem Wagen schaffte. Die Suche nach der Kabine gestaltete sich wie ein Lauf durch ein Labyrinth. »Ich habe das Gefühl, wir gehen im Kreis«, stöhnte Alan. Ihr Plan war es, sich eine Mütze Schlaf zu gönnen, bevor sie sich in ihr Inselabenteuer stürzten.

Aber bis dahin war noch Zeit. Jetzt standen sie auf dem Oberdeck am Heck des Schiffes. Von hier aus hatten sie einen guten Blick auf das Meer und die Leute auf dem unteren Deck. Nur der Motor war hier oben etwas laut. Die Musik, die von unten schepperte, hatte kaum eine Chance. Das war kein Verlust. Eine Frau stand auf der anderen Seite des unteren Decks und steckte sich soeben Kopfhörer in die Ohren.

»Sie macht diese Ecke des Decks zu einem perfekten Moment«, freute sich Alan mit einem sanften Lächeln. »Schau, wie ihr Haar weht. Wie sie zufrieden beobachtet. Sind ihre Augen hell? Trotz ihrer eher dunklen Haut? So entspannt und doch wachsam, wie sie da steht, könntest du sie auf eine Bühne stellen. Mit den klaren Linien ihres Gesichts und ihres Körpers. Sie bräuchte nichts weiter zu tun. Ein abendfüllendes Programm.«

»Da werde ich fast ein wenig eifersüchtig. Was sie wohl für Musik hört?«

»Wahrscheinlich nicht den Lärm da unten.« Dieser drang schwach von der Bar unten zu ihnen herauf, kryptisch etwas von starken Armen Babylons und einem Baum an einem Fluss mit einem Loch im Boden zu ihnen tragend.

»Vielleicht fühlte sie sich inspiriert und hört das Zeug in Endlosschleife.«

Alan lachte.

»Oder Mozarts Requiem.«

»Hm.«

Das Requiem von Mozart. Das war lange Zeit ihr Ding ge-

wesen, wenn sie zusammen unterwegs waren: in verschiedenen Situationen das Requiem von Mozart zu hören. Jedes Mal war es verblüffend, wie die Situation, in die sie gerade eintauchten, an Tiefe und Dramatik gewann. Für Alan gehörten solche Experimente zum Leben. Jay liebte sowieso fast jedes Experiment. Aber vor drei Jahren hatten sie damit aufgehört. Es wäre zu viel gewesen.

Man müsse sich langsam an die volle Realität herantasten, hatte Alan damals gesagt.

»Tut mir leid«, sagte Jay leise.

»Ich glaube, sie bewegt sich fast unmerklich zu einem Beat«, sagte Alan. »Etwas Tiefes. Mit viel Boden.«

»Du liest die Musik aus ihren unmerklichen Bewegungen?«

»Warum nicht?«

»Warum nicht.«

»Dafür kannst du mir nachher in der Kabine erzählen, wie viele Leute auf dem Deck waren. Oder wie viele Holzplatten das Deck hat.«

»Stimmt. Wir sind schon ein merkwürdiges Duo«, sagte Jay. »Als ob das etwas ändern würde.« Seufzend ließ er seinen Blick über das Meer schweifen.

»Alles ändert etwas. Wir verändern etwas. Dass wir hier stehen, ändert etwas.«

Sie stützten die Ellbogen auf die Reling, blickten hinaus auf die Weite des Meeres und schwiegen gemeinsam.

Später fanden sie einen kurzen Schlaf in der Kabine und danach einen starken Kaffee an der Bar. Korsika tauchte aus dem Meer auf. Mittags legte die Fähre in Ajaccio an. Als sie aus der stinkenden Dunkelheit des Schiffsbauchs ins Licht führen, öffneten sie die Fenster. Die Inselluft empfing sie warm und würzig. Sie fuhr an der Fähre entlang, vorbei an den Auto-reihen der Wartenden, die nun die Insel verlassen mussten.

»Die einen kommen, die anderen gehen. Der ewige Kreislauf des Lebens«, seufzte Alan.

»Die Armen.« Jay schüttelte den Kopf.